

„Ich war nie Anti-Klassik

Normalerweise macht **Campino** als Sänger der „Toten Hosen“ Punk und Rockmusik – nun hat er für die Deutsche Grammophon eine neue Version von „Peter und der Wolf“ aufgenommen. Mit Clemens Haustein sprach er über seine gescheiterte Karriere als Trompeter, die Angst vor dem Publikum und das Lernen von der Klassik.



Die wildesten Zeiten als Punkrocker, mit Konzerten im Vollrausch und Schlägereien liegen schon ein paar Jahre zurück. Äußerlich sichtbare Spuren sucht man vergeblich. Fröhlich um 10.30 Uhr treffen wir Campino, der eigentlich Andreas Frege heißt, in Berlin zum Interview. Er ist so munter und gut gelaunt, als habe er schon eine Runde Frühsport hinter sich – der 53-Jährige hält sich mit Kickboxen fit. Campino ist außerdem die Höflichkeit in Person. 20 Minuten

hat er sich verspätet: „Ich hoffe, ich habe jetzt nicht Ihren ganzen Tag durcheinandergebracht.“ Natürlich nicht. Zur Strafe gibt es die erste Frage:

Campino, haben Sie eigentlich mal Blockflöte gespielt?

Blockflöte ... (*denkt länger nach*). Tatsächlich. „ABC, die Katze lief im Schnee“ oder irgendsowas. Tatsächlich Blockflöte. Im Kindergarten. Ich war kein großes Talent.

War klassische Musik bei Ihnen zu Hause ein Thema?

Ja. Vor allem durch meine Mutter. Sie war leidenschaftliche Chorsängerin und wollte auch uns Kinder näher an die klassische Musik bringen. Meine Schwester ist dann auch Ballett-Tänzerin geworden, mit uns Jungs war es ein bisschen schwieriger. Als bei uns in Mettmann eine neue Musikschule eröffnete, fragte mich meine Mutter: „Welches Instrument würdest du denn am liebsten spielen?“ Ich antwortete: „Schlagzeug.“ Hatten sie an der Musikschule aber nicht. Meine Mutter meldete mich dann stattdessen beim Trompetenkurs an, um mich zu überraschen. Weil ich sie nicht enttäuschen wollte und weil ich wusste, wie viel der Unterricht kostete, habe ich vier

Freude machen, aber ich habe es nicht wirklich gut hingekommen.

Sie haben vom Schlagzeug geträumt.

Unsere Nachbarn hätten das nicht mitgemacht, wenn nebenan jemand Schlagzeug geübt hätte. Man brauchte damals viel Glück, um einen Probenkeller zu finden, der halbwegs schallisoliert war. Ich hatte dieses Glück nicht und habe meine Laune am Schlagzeug erst ausgelassen, als wir schon eine Band gegründet hatten und es bereits einen etatmäßigen Schlagzeuger gab. Ich habe mich immer eine halbe Stunde vor und nach den Proben hingesetzt und ein bisschen gespielt. Aber da waren die Würfel mehr oder weniger schon gefallen in Richtung Gesang.

Sie haben von Ihrer Mutter erzählt. Ihr Vater hatte nicht so viel mit klassischer Musik zu tun?

Weniger. Der hat die Marschmusik-Komponente mit eingebracht.

Oh ...

Bei uns zu Hause gab es die ganze Bandbreite. Mein ältester Bruder war für Rock 'n' Roll zuständig, ihm bin ich erst einmal gefolgt. In der Klassik gefielen mir einzelne Sachen, aber es gab nie eine Grundfaszination. Ein abtörnendes Mo-

„Der Höhepunkt meiner Trompeterkarriere war der alljährliche Sankt-Martins-Umzug“

Jahre lang klassische Trompete gelernt. Aber ich konnte das Instrument nicht wirklich zum Leben erwecken.

In welchem Alter war das?

Zwischen zehn und vierzehn Jahren. Höhepunkt meiner Karriere war der alljährliche Sankt-Martins-Umzug, wo ich mitblasen durfte. Das war es aber auch schon. Zu der Zeit bin ich auch nach Düsseldorf in die Tonhalle gefahren und habe Maurice André gehört. Ich wollte mich bemühen und meiner Mutter eine



Foto: Erik Weiss/DG

ment war auch, dass Klassik im Schulunterricht besprochen wurde – und alles, was in der Schule behandelt wurde, war für mich automatisch erstmal kein Thema. So wurden mir übrigens auch lange die Rolling Stones und die Beatles madig gemacht. Es war damals der Versuch unserer Lehrer, sich modern zu geben. Sie sagten: „Heute hören wir mal die Rolling Stones im Vergleich.“ Und dann hat man schon die Ohren zugeklappt.

Was an klassischer Musik hat Ihnen damals gefallen?

Es ging immer um einzelne Stücke und Melodien, die einen berührt haben. Ohne in irgendeiner Weise analytisch darüber nachzudenken, hat mich „Die Moldau“ ergriffen. Oder „Die Forelle“, natürlich auch Mozart und die Gewaltigkeit von Beethoven.

Fanden Sie Klassik irgendwann spießig?

Nein. Für mich war Klassik nie ein Angriffspunkt.

Aber Sie wollten sich als Punkrocker doch gegen das Etablierte, Bürgerliche abgrenzen.

Die eigentlichen Gegner für uns waren seichter Pop, Schlager und die dumpfe Volksmusik. Als Anti-Klassik habe ich mich nie gesehen. Als wir Anfang der 1980er die Bühnenmusik schrieben zum Theaterstück „Clockwork Orange“, haben wir uns zum Beispiel intensiv mit Beethovens Werken auseinandergesetzt. Der Held der Geschichte liebt ja Beethoven und lebt seine Gewaltphantasien mit Beethovens Musik aus.

Sind Sie heute noch hin und wieder im Konzert?

Selten. Aber ich bin aufgeschlossen. Arvo Pärt zum Beispiel finde ich großartig.

Wie sind Sie denn darauf gekommen?

Ich weiß nicht mehr genau, mir hat wohl jemand mal eine Platte von ihm vorgespielt. Sensationelle Musik.

Pärt ist so ziemlich genau das Gegenteil von dem, was Sie mit den „Toten Hosen“ machen: Er arbeitet sehr viel mit Stille.

Genau das liebe ich daran. Vielleicht ist es überhaupt das Schönste, was man von der Klassik lernen kann: wie man

auch durch Verlangsamung spannend zu machen, haben wir jahrzehntlang nicht gehabt.

Und heute?

Wenn man beim Auftritt Angst hat oder das Gefühl, dass irgendetwas im Publikum nicht stimmt, versucht man natürlich zu justieren. Eine der ersten Reaktionen bei uns ist dann immer noch, aufs Tempo zu drücken, schneller zu werden. Gerade im Ausland sind wir oft vor einem Publikum aufgetreten, das zuvor noch nie von uns gehört hatte oder nur ungefähr wusste, was auf sie zukommen würde. In so einem Fall verlässt man sich auf die kraftvolleren Stücke und lässt die ruhigeren Songs erst einmal im Gepäck. Die haben wir immer nur ausgepackt, wenn wir uns der Sache sicher waren. Sie sind in unserer Szene die Meisterprüfungen.

Das sind Techniken, die sich in der Klassik mit ihrem festen Konzertprogramm nicht anwenden lassen.

Sie sind ja auch nicht erforderlich. Das Publikum sitzt auf Stühlen und ist bereit, das Konzert ganz anders aufzunehmen – allein schon durch die sitzende Haltung. Es wird nicht zwischendrin geklatscht und geholt, erst am Ende der Aufführung bekommt man mit, wie die Sache gelaufen ist. Das Publikum spielt bei einem Rockkonzert wahrscheinlich eine größere Rolle. Es geht ja nicht darum, filigrane Soli zu spielen, sondern vor allem darum, den Energiestrom zwischen Publikum und Bühne in ständigem Fluss zu halten.

Viele meinen, dass das traditionelle Konzert, in dem alle still dasitzen, nicht mehr zeitgemäß sei.

Das würde ich so nicht unterschreiben. Dieses Hinsetzen, dieses Bereitsein zu hören, das kann für gewisse Dinge absolut wichtig sein. Ich hätte es zum Beispiel gar nicht anders haben wollen vor zwei Jahren bei unserem Abend zur „Entarteten Musik“, wo wir gemeinsam mit dem Orchester der Musikhochschule Düsseldorf auftraten. Da wurden auch Stücke gespielt von Max Bruch und Schönberg, bei denen ein ruhiges Zuhören absolut nötig war.

„Was wir von der Klassik lernen können: wie man mit Lautstärke, Dynamik und Tempo umgeht“

mit Lautstärke, mit Dynamik und auch mit Tempo umgeht. Das haben wir bei den „Toten Hosen“ erst mit den Jahren gelernt. In unserer Anfangszeit waren wir oft sehr ängstlich, wenn es raus auf die Bühne ging: Wie wird uns das Publikum heute finden? Aus dieser Nervosität heraus gab es immer das Motto: Bevor da unten jemand Buh ruft, sind wir schon im nächsten Stück. Man hängt dann einen Song an den nächsten und ballert die Leute eigentlich nur mit Sound zu, damit erst gar kein Einspruch erhoben werden kann. Die Coolness, ein Stück

In der Klassik wird mit gerümpfter Nase verfolgt, wenn ein Künstler sich in Richtung Pop aufmacht. Müssen Sie mittlerweile aufpassen, dass Sie nicht vom Establishment vereinnahmt werden? Nach der Bundestagswahl 2013 tanzte die CDU-Parteispitze zu Ihrem Lied „Tage wie diese“.

Ich habe solche Ängste nicht. Ich weiß, wir sind gestartet als Außenseiterband und haben in besetzten Häusern gespielt. Über die Jahre hat sich das sehr geändert. Aber wir könnten auch gar nicht mehr so tun, als ob wir die Typen wären, die wir mit 18, 19 Jahren waren. Wir sind heute, wie wir sind, weil wir damals so waren, wie wir waren. Heute ist auch mein Ziel ein ganz anderes. Wenn jemand empfindet: Was die Band da gerade singt, so denke ich auch, dann ist das für uns ein Erfolg. Ansonsten versuchen wir nicht, die Geschmacks-polizei zu sein.

Es gab auch eine Anfrage im vergangenen Jahr, beim Empfang der Fußball-Weltmeister auf der Fanmeile zu spielen. Das haben Sie abgelehnt.

Das schien uns nicht der richtige Moment. Man war ja in einen Rausch geraten mit dem Fußball – die ganzen Fahnen und Schlachtgesänge. Wir hatten nichts dazu beigetragen, dass das Turnier gewonnen wurde, und wollten uns einfach nicht in dieses Licht stellen. Wir hätten uns da nicht wohl gefühlt.

Wie seltsam ist es eigentlich, ein Lied wie „Tage wie diese“ loszulassen und nicht zu wissen, in welchem Zusammenhang es gespielt wird?

Wenn es nach mir ginge, würde ich jede Woche so ein Ding raushauen, aber ich weiß leider nicht, wie es geht. Man steht da, hat gerade etwas geschaffen und hat keine Ahnung, wie es zustande gekommen ist. Wie jemand, der an einem Zauberwürfel dreht: Plötzlich stimmt alles, aber man hat den Weg vergessen, wie man dahin gekommen ist. Das verkopfte Hadern mit dem eigenen Erfolg, weil die große Masse einen abfeiert – also so kaputt bin ich in der Birne noch nicht. Ich freue mich, dass wir ein erfolgreiches Lied geschrieben haben. Und wenn viele Menschen das Lied singen in guten

Momenten, dann kann ich mich auch mitfreuen. Für uns sind solche Lieder keine Leistung, sondern ein Geschenk, das wir in unsere Hände gelegt bekommen haben.

Sie haben gerade als Sprecher eines der populärsten Stücke der Klassik aufgenommen: „Peter und der Wolf“. Ihre Kindheitserinnerung daran?

Ein Stück, das ich geliebt habe. Wir haben „Peter und der Wolf“ immer mit den Nachbarkids gehört. Es gab da noch eine andere Platte, die wir gerne aufgelegt haben: „Piccolo, Sax und Co.“.

„Peter und der Wolf“ ist immer noch ein wichtiges Stück, um Kindern Musik und Instrumente nahezubringen?

Weil die Kinder dabei ganz selbstverständlich mitbekommen, was handgemachte Musik ist. Wenn ich sehe, wie viel bei Auftritten heute vom Band gespielt wird, wie viel getrickt wird im Hintergrund mit irgendwelchen Effektgeräten, dann ist das für mich kein Live-Konzert mehr, sondern Gehopse. In diesem Sinne bin ich sehr konservativ und mit der Klassik voll auf Linie: Man tut den Menschen etwas Gutes, wenn man ihnen handgemachte Musik präsentiert. Die Kinder bekommen das bei „Peter und der Wolf“ auf sehr schöne Art mitgeteilt.

In der Klassik gibt es große Angst, dass das Publikum ausstirbt. Haben Sie vielleicht eine Idee, wie man junges Publikum gewinnen kann?

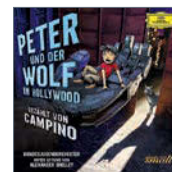
Das Schöne an unserer Zeit ist doch eigentlich, dass so viele Fusionen möglich sind. Nehmen wir die Hip-Hop-Rap-Szene: Die haben ständig irgendwelche Gäste, sie versuchen sich musikalisch anderen Genres zu öffnen. Darin liegt eine große Chance. Ein ähnliches Problem hat ja die Jazzmusik, die sich so abgekapselt hat, dass auf ihr eine Art elitäres Etikett klebt – was in den Ursprüngen überhaupt nicht der Fall war. Sobald jemand auf die Idee kommt, das zu mischen, fängt man die Leute wieder ein. Es gibt zum Beispiel sehr gelungene Jazz-Hip-Hop-Platten, bei denen dieses elitäre Getue des Jazz keine Rolle mehr spielt. Und es gibt ja schon einige Beispiele, dass so etwas auch in der Klassik möglich ist. ■



Foto: Archiv

Campino in jungen Jahren als Sänger der Toten Hosen.

Aktuelle CD



Peter und der Wolf in Hollywood; Campino, Bundesjugendorchester, Alexander Shelley (2015); Deutsche Gram-

mophon. Auch als Deluxe-Version mit 48-seitigem Booklet und weiteren Illustrationen erhältlich.